Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 226
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
NO. 637 VINE STRASSE.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2624
Redaktion.....Telephon Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., 509—511 Madison Ave. Telephon South 3254
Newport, Ky., 339 York Str., Tel. South 2401

Oestlicher und westlicher Vertreter
Howard E. Storb
New York — 1108 Fünfte Avenue Gebäude.
Chicago — 664 Peoples Gas Gebäude.
Philadelphia — 924 Arch Straße.

Dienstag, den 21. April 1914.

Präsident Wilson hätte besser daran gethan, sich an die Spitze eines Feldzuges gegen die Prohibitionisten zu stellen.

Die „Kriegs"-Resolution ist im Hause mit 337 gegen 37 Stimmen angenommen worden. Kriegs-Anträge finden von jeher im Kongreß begeistertes Entgegenkommen.

Hundertundfünfzig Friedensverträge wollten Wilson und Bryan schließen, um den ewigen Frieden in den Ver. Staaten zu sichern und nun sind sie nicht einmal im Stande, eine bloße Etikettenfrage friedlich zu schlichten.

Daß Besorgnisse um das Befinden des Kaisers von Oesterreich gehegt werden, kann nicht überraschen, denn er ist ein Mann sehr hoch bei Jahren, den jede Indisposition schwer anpackt. Aber in Bezug auf Oesterreichs Stellung nach dem Ableben Franz Josephs ist eine Befürchtung nicht mehr am Platze, da der Thronfolger zu Genüge erwiesen hat, daß er am Dreibund festhalten wird, was man ja als selbstverständlich gelten lassen kann.

Bezeichnend ist die Aeußerung eines der Regierung nahe stehenden Pariser Blattes: „Wir warten ab, was die Ver. Staaten in Mexiko thun werden." Gemeint ist damit, daß wenn die leisesten Anzeichen einer Absicht wahrnehmbar sind, mexikanisches Gebiet zu annektiren, so werde Frankreich sich zum Worte melden. Andere Regierungen werden das Gleiche thun. Wir sind überzeugt, daß der Präsident nicht im Entferntesten an eine solche Entwicklung denkt. Aber könnte er sie verhindern? McKinley war ebenso entschieden, wie Wilson, gegen Krieg und Annexion und trotzdem hat Beides sich ereignet.

Die Kundgebung des Volkes bei dem Scheiden des bisherigen Statthalters von Elsaß-Lothringen, Graf Wedel, hat ohne Frage einen politischen Hintergrund. Dem Grafen ist es hauptsächlich zu danken, daß den Reichslanden eine Verfassung gewährt worden ist und der verfassungstreue Geist, den er stets bekundet, hat ihm dem Volke lieb und werth gemacht, das sein Scheiden um so schmerzlicher empfindet, als an seine Stelle ein Mann tritt, der offenkundig seinen Widerwillen gegen den Konstitutionalismus zeigt. Wir hoffen nur, daß die hohe Verantwortlichkeit seines Amtes den Nachfolger, Herrn von Dallwitz, vor schweren Irrthümern bewahren wird.

Der Dreibund hatte eine schleunige Entfernung der in Südalbanien eingedrungenen griechischen Truppen verlangt, was das einzige Mittel ist, um Ruhe in Europa zu schaffen, das in den dortigen Vorgängen eine Kriegsgefahr erblickt. Auf Verlangen der Mächte des Dreiverbands ist ein langsameres Verfahren genehmigt worden. Das ist die bekannte russische Methode, zu welcher sich auch England verführen ließ, das Kriegsfeuer nicht völlig ausgehen zu lassen. Um des lieben Friedens willen haben die Dreibundsmächte auch in diesem Falle nachgegeben. Die alte Erfahrung wird ihnen nicht erspart bleiben, daß nach sechs Monaten die griechischen Truppen noch immer in Albanien hausen werden.

Ein womöglich noch größeres Räthsel, als Präsident Wilson, gibt Huerta mit seiner Weigerung auf, die Flagge zu salutiren. Unmöglich kann ihm verborgen sein, daß, wenn die Ver. Staaten Vera Cruz, von wo die Bahn direkt nach der Hauptstadt führt, besetzen, sein Schicksal besiegelt ist, da schon die moralische Unterstützung, welche die Konstitutionalisten dadurch erlangen, ihnen einen großen Vortheil bietet und es als selbstverständlich gelten kann, daß sie aktive Unterstützung von Seiten der Ver. Staaten finden werden. Das Einzige, was Huerta vorgeschwebt haben kann, ist der Glaube, durch einen Krieg gegen die „Gringos", wie man spöttischer Weise die Amerikaner in Mexiko nennt, das gesammte mexikanische Volk um sich zu schaaren. In Bezug auf die Konstitutionalisten ist solche Annahme kindisch, denn diese heißen die Ver. Staaten als Bundesgenossen willkommen und das übrige Mexiko kann den Augenblick nicht erwarten, bis Huerta zum Lande hinausgejagt wird, denn wenn es irgendwie begeistert von ihm wäre, würde es ihm bessere Unterstützung, als bisher geliehen haben.

Je mehr man darüber nachdenkt, desto widerspruchsvoller und unverständlicher erscheint das Vorgehen des Präsidenten in der mexikanischen Angelegenheit. Mit Herkules-Kräften hat er gearbeitet, um die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes zu heben und jetzt thut er einen Schritt, der Alles, was er hierin zu Stande gebracht hat, verdirbt. Denn ein Kriegszustand, wie er nunmehr besteht, kann nicht umhin, höchst deprimirend auf die Geschäfte zu wirken; thatsächlich sind Subskriptionen auf städtische Bonds, die noch vor wenigen Tagen flott abgingen, aus Furcht vor einer ernstlichen Verwicklung mit Mexiko stark abgefallen. Mit Argusaugen hat der Präsident den öffentlichen Schatz gehütet und besondere Sorgfalt darauf gewandt, mit den öffentlichen Geldern einer etwaigen Finanzklemme abzuhelfen. Nunmehr sind 50 Millionen Dollars für den Krieg gegen Huerta ausgeworfen worden und damit ist der Regierung die Möglichkeit abgeschnitten, die Hilfe, wenn sie benöthigt werden sollte, zu gewähren. Und Alles das wegen der Lappalie, daß Huerta die Flagge nicht salutirt hat.

Repräsentant Mann, der Führer der Republikaner im Hause, hat in seinem Leben keine richtigeren und vernünftigeren Worte gesprochen, als die folgenden: „Ich habe die Resultate des Krieges mit Spanien beobachtet und ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Niemand die Resultate eines Krieges voraussehen kann. Ich glaube nicht, daß es uns möglich ist, Krieg mit Mexiko zu führen und Mexiko wieder zu verlassen. Ich glaube, daß, wenn unsere Truppen in der Hauptstadt Mexikos angelangt sind, das Land uns gehören wird. Ich bin jetzt nicht dafür, die Verantwortlichkeit eines solchen Besitzes zu übernehmen. Ich weiß, wenn die Zeit kommt, dann werde ich mit der Majorität des Hauses übereinstimmen, wenn sie sagt: „Die Flagge, die unsere Jungens in Mexiko aufgezogen haben, darf nicht wieder eingezogen werden."

Das sind nicht die Worte eines Parteigegners, sondern eines erfahrenen Mannes, der den Krieg mit Spanien im Hause durchgemacht und gesehen hat, wie der Kriegsfunke, wenn er einmal angefacht ist, beständig weiter glüht und zur lodernden Flamme wird, wie die ursprüngliche Abneigung gegen den Krieg durch Partei- und Pöbelgeschrei überwunden wurde, wie aus dem Kriege für Menschlichkeit ein brutaler Eroberungskrieg wurde. Von jeher hat es als staatmännische Kunst gegolten, nicht die Kriegswuth anzufachen, sondern sie zu dämpfen, denn trotz aller Erziehung sind die thierischen Instinkte des Urmenschen noch nicht erloschen.

Die Botschaft des Präsidenten.

Der Kernpunkt der Botschaft, welche der Präsident vor dem Kongreß verlesen hat, geht dahin, daß Huerta die Ver. Staaten geflissentlich wiederholt beleidigt habe und daß das an ihn gestellte und von ihm verweigerte Verlangen, die amerikanische Flagge zu salutiren, das einzige Mittel bot, um ihn zu belehren, daß er die Kränkung unserer nationalen Würde nicht ungestört fortsetzen könne. Diese Angabe bedarf einer gewissen Berichtigung, welche sogar die Botschaft selber liefert, da in dieser gesagt wird, daß Huerta sich wegen der Vorfälle über welche Beschwerde geführt wird, entschuldigt habe. Wie auch sonst ersichtlich, hat Huerta sich bemüht, den Eindruck nicht aufkommen zu lassen, daß es sich bei diesen Handlungen um ein Absicht, die Ver. Staaten zu beleidigen gehandelt habe, sondern lediglich ein Uebergriff von unteren Behörden vorliege, wie sie bei solchen Zuständen, wie sie jetzt in Mexiko bestehen, sich nicht vermeiden lassen. Trotzdem besteht der Präsident darauf, daß er das Recht hat, einen Salut zu verlangen. Das läßt sich nicht bestreiten. Andere Nationen hätten die gleiche Forderung gestellt und würden wahrscheinlich im Falle einer Weigerung ebenfalls zu Repressalien gegriffen haben. Aber Niemand hat durch sein Verhalten deutlicher erwiesen, als der Präsident selbst, daß unsere Handlungen gegen Mexiko nach einer anderen, als der üblichen Norm eingerichtet werden müssen. Der Präsident ist seit über einem Jahr im Amte. In der Zeit hat der vor seiner Administration begonnene Krieg in Mexiko mit zunehmender Heftigkeit getobt. Amerikanisches Eigenthum wurde im Betrage von vielen Millionen zerstört; amerikanische Bürger sahen sich gezwungen, unter Zurücklassung ihrer Habe, Mexiko zu verlassen. Vorgänge, welche jede andere Regierung veranlaßt hätten, mit energischer Hand einzugreifen, blieben von dem Präsidenten unbeachtet. Das Motiv dieses ruhigen Verhaltens ist von uns und vielen Anderen gewürdigt und gelobt worden. Der Präsident wollte den Tag der Abrechnung bis zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in Mexiko verschieben, um dadurch eine bewaffnete Intervention zu vermeiden, gegen welche eine ganze Anzahl von schweren Bedenken vorliegen, nämlich:

Erstens, die Kosten einer bewaffneten Intervention, ohne die Möglichkeit, sie wieder eintreiben zu können, da sie sich auf eine für Mexikos Verhältnisse fast unerschwingliche Summe belaufen würden.

Zweitens, die Möglichkeit einer Verwicklung mit dem Auslande, falls die Befürchtung gehegt werden sollte, daß die Okkupation der erste Schritt zu einer Annexion sein könnte.

Drittens, die Befürchtung, daß die Okkupation die kriegs- und annexionslustigen Geister in diesem Lande erwecken würde, die eine Annexion herbeiführen könnten, in welchem Falle gefährliche Verwicklungen mit dem Auslande nicht zu vermeiden sein würden.

Diese Gründe, welche von einem gewaltsamen Eingreifen in Mexiko abriethen, sind jetzt noch vorhanden. Was hat nun den Präsidenten veranlaßt, alle diese Bedenken in den Wind zu schlagen? Lediglich eine Formalität: daß Huerta sich weigert, die amerikanische Flagge zu salutiren. Daß nach einem Jahre geduldigen Wartens, angesichts bedeutend größerer Provokationen, der Präsident sein friedliches und verständiges Programm über den Haufen wirft, ist unbegreiflich. Die hohe Achtung, die wir stets dem Präsidenten Wilson entgegengebracht haben und die ja auch im vollsten Maße verdient war, gestattet uns nicht, hinter diesem Frontwechsel unlautere Beweggründe zu suchen. Wir nehmen daher an, daß ihm etwas Menschliches passirt ist: daß er die Geduld verloren hat. Das ist aber von einem Manne, der die Geschicke einer großen Nation leitet, ein schwerer Fehler und uns scheint es, daß dem Präsidenten selbst solche Einsicht gekommen ist. Wir schließen das aus dem Passus der Botschaft, worin er sagt: „Ich hoffe aufrichtig, daß unter keinen Umständen diese Regierung in einen Krieg mit dem mexikanischen Volke hinein getrieben werden kann." Wenn der Präsident eine solche Möglichkeit vor Augen hatte, durfte er keine Handlung begehen, die zu einem solchen Ergebniß führen könnte, zumal eines trivialen Umstandes willen, wie die Weigerung Huertas, die Flagge zu salutiren, was die Ehre oder gar die Existenz der Nation unmöglich berühren konnte. Das ist um so weniger zu rechtfertigen, als alle Anzeichen darauf hindeuten, daß die nächste Zeit die Bestrafung Huertas bringen wird, auf welche der Präsident, wie er das in seiner Botschaft sagt, ausschließlich abgesehen hat. Die Konstitutionalisten haben das nördliche Mexiko erobert, was nur damit zu erklären ist, daß Huerta die finanziellen und die militärischen Mittel fehlen, um erfolgreichen Widerstand zu leisten. Demnach brauchte der Präsident nur noch ein paar Monate warten, um den Zusammenbruch des Huertaschen Regiments zu erleben. Es stand auch noch ein anderer Weg offen, der die aus einer Okkupation drohenden Gefahren vermeiden ließ. Der Präsident brauchte, was er jetzt beabsichtigt, nur die Konstitutionalisten anzuerkennen und damit hätte er einen vernichtenden Schlag geführt, denn mit der Anerkennung würden Huertas Gegner finanziellen Kredit in Europa erlangt und damit die Geldnoth überwunden haben, welche allein sie an einer schleunigen Beendigung des Krieges verhindert. Daß, wenn so viele andere Wege offen standen, um eine gründlichere, schleunigere und gefahrlosere Genugthuung zu erlangen, als die geplante Okkupation sie bietet, der Präsident sich für das letztere Mittel entschieden hat, ist ein unlösbares Räthsel, außer man läßt die für einen Staatsmann nicht schmeichelhafte Annahme gelten, daß der Präsident nervös und ungeduldig geworden ist.

Da nunmehr die Würfel gefallen sind, so ist das amerikanische Volk gezwungen, der patriotischen Vorschrift: „My country, right or wrong" zu folgen und dem Präsidenten treu und opfermuthig zur Seite zu stehen. Aber deswegen verbleibt doch das Bedauern, daß der Präsident eine solche Sachlage herbeigeführt und nicht bei seiner bisherigen weisen Politik ausgeharrt hat.

Osterspaziergang in Wien.

Wien, im April.

Wenn die Statuen und en öffentlichen Gärten gewaschen sind und im Rathhauspark die Fontänen springen, dann hat der Frühling in Wien die behördliche Konzession erhalten und darf nun blühen lassen, was er will. Mit einem Schlage fängt es an, in den Straßen der Stadt nicht nur nach grünenden Sträuchern und frischer Gartenerde, sondern vornehmlich nach frischer Lackfarbe zu riechen. Ein ganzes Heer von Anstreichern, unterstützt von den Angehörigen der ehrsamen Hausknechtezunft, watet förmlich in Farbe. Wien hält streng auf seinen südlichen Charakter, und der Stadtbewohner muß nun einmal beim ersten vernünftigen Frühlingstag im Freien sitzen. Wenn nicht in einem der Gasthausgärten, von denen wir gottlob noch unzählige besitzen, dann vor dem Gasthaus oder Café auf der Straße. Die hunderttausend Sessel und Tische, Laternenpfähle und Kästen mit Wein- und Epheuranken aber, die zu diesem Wirthshausleben im Freien gehören, müssen gestrichen werden. Und zwar richtet sich der allgemeine Geschmack heuer auf ein helles Giftgrün, während voriges Jahr ein dunkles Balkonroth dominirte. Wer jetzt beim Burgtheater in den Volksgarten eintritt, stutzt unwillkürlich, denn im Hintergrund des Parkes thut sich eine hellgrüne Fläche auf wie ein See im Salzkammergut oder junges Buchenlaub aus dem Wiener Wald. Bis man beim Nähertreten bemerkt, daß es die unzähligen Sitzgelegenheiten des Restaurants sind, die in der Ostersonne trocknen. So haben wir in Wien thatsächlich, was Heine boshafter und unberechtigterweise von Berlin behauptet, einen grün angestrichenen Frühling, und wenn die Glocken von Rom zurück geflogen sein werden, dann werden auf den grünen Stühlen an grünen Tischen Herren in grünen Hüten und Krawatten, Damen in grünen Blusen und grünen Perücken unter grünen Bäumen sitzen. Es ist ein Rausch in Grün, der in diesen Tagen alle Welt befällt. Der Direktor des Burgtheaters kennt den Rummel und schließt alljährlich auf 8 Tage die Pforten seines Paradieses, um ihn austoben zu lassen, bis sein Kollege von drüben, der Direktor der städtischen Gärten seine Premiere hinter sich hat. Kundige Autoren aber packen dann endgültig ihr Ränzlein. Sie wissen, daß nunmehr auch der letzte Hoffnungsschimmer verflogen ist, im Burgtheater könnte in diesem Jahre doch noch das Stück eines deutschen Dichters aufgeführt werden.

Nichts, aber auch gar nichts spricht dafür, daß wir in Wien heuer den Frühling anders erleben sollten, als schon unsere Altvordern gethan. Wenn die übliche Osterschießerei am Balkan ausgeblieben wäre, es hätte vielleicht beunruhigt. Da sie sich aber pünktlich eingestellt hat, ist alles vorhanden, was sanft aus den grauverhängten Tagen in lichtere hinüberleiten kann. Es wäre denn, die Gerüchte bewahrheiteten sich, daß sich eine Verschwörung zur Abschaffung der Bügelfalte gebildet hat. Wenn man bedenkt, wie viele Jahrtausende man dazu gebraucht hat, um diese Erfindung zu machen, erscheint es beinahe herzlos, sie so rasch wieder zum alten Eisen zu werfen. Aber im Vertrauen, sie ist in Wien nie recht populär gewesen. Sie widerspricht eigentlich unserem Volkscharakter, der alles Scharfe, Kantige gern meidet und immer für die weichere Linie war. Deshalb ist ja die Wiener Herrenmode nie etwas anderes gewesen als Opposition gegen die westliche und nordische. Darin besteht ihre Eigenart. Schneiden die Tailors in London die Beinkleider unten spitz zu, so tragen wir sie in Wien glockenförmig erweitert. Knöpfen sie in Berlin den Rock bis unter das Kinn, so prahlen wir mit einer schneeweißen Hemdbrust; trempen sie den Frühjahrszylinder an den Seiten auf, so kehren wir zur Biedermeierform, dem röhrenartigen Gebilde auf einem geraden runden Deckel, zurück. Wir haben es stets gut verstanden, alles anders zu machen als wo anders, und wir würden es uns keinen Augenblick überlegen, auch viereckige Hüte zu tragen, falls man unsere Formen draußen nachmachen wollte. So ist es also immerhin möglich, daß wir in diesem Kongreßgedenkjahr, wo wir ohnedies zu biedermeiern verpflichtet sind, mit einem starken Entschluß die Tyrannei des Bügeleisens abzuschütteln und zu den Traditionen unserer Väter zurückzukehren, denen die harmonikaartige Form am sympathischsten war.

Wohl aber kann die hier und da aufgetauchte Befürchtung als völlig grundlos bezeichnet werden, die Mode des offenen Hemdkragens, die wir im Vorjahre „kreiert" haben, könne heuer verschwinden. Beobachtungen auf der Straße sowohl als auch in der freien Natur ergeben erfreulicherweise das Gegentheil. Der Ausschnitt auf der Männerbrust ist sogar im Zunehmen begriffen. Eine ad hoc auf einer Stadtbahnstation am Palmsonntag vorgenommene Zählung brachte sechs Jünglinge zur Strecke, die, wie Arnold von Winkelried den Speeren der österreichischen Landsknechte, ihre Brust den Pfeilen des Wettergottes preisgaben. Drei von ihnen waren zudem Anhänger der Lehre von der Schädlichkeit des Hütetragens, die besonders in jenen Kreisen von jungen Männern Anhänger findet, die von der gütigen Natur mit einem hübschen Haarschopf ausgestattet wurden. Auf den Gesichtern dieser drei war auch deutlich zu lesen, sie fühlten sich wie dekolletirte Schiller.

Vielleicht sind wir in Wien in solchen Dingen gern noch ein ganz klein bißchen altmodisch, aber rückständig sind wir deshalb nicht. Gewiß, es sind alle Jahre dieselben Schneeglöckchen, Blausternchen und Primeln, die uns Donauauen und Praterwiesen schenken. Fast schon tausend Jahre überzieht sich immer um diese Zeit der Leopoldsberg mit einem wunderfeinen, bräutlichen Schleier aus Millionen weißer Schlehdornblüthen, seit ein kecker Wind der Frau Gemahlin des Babenbergerherzogs den ihren fortwehte, und der Herzog in Erfüllung seines Gelübdes an der Stelle, wo sich der Schleier fand, ein Kirchlein und Kloster erbaute. Und gemüthvolle Wiener Mädchen lassen es sich jedes Jahr von neuem erzählen und finden es immer wieder wunderhübsch, daß die unzähligen Veilchen, die an den Hängen des Leopoldsberges blühen, bei einer besonders innigen Umarmung des blauen Himmels und der Erde an dieser hängen geblieben sind. Gewiß, wenn sie in einer anderen großen Stadt diesen Berg hätten, in fünfzehn Minuten vom Zentrum zu erreichen, die Donau, die stolz an seinem Fuß nach Ungarn vorbeirauscht, müßte sich bequemen, Hunderte von großen Dampfern auf ihrem Rücken zu tragen, statt wie jetzt täglich einen Kahn aus Linz. Elektrische Bahnen würden gewiß allstündlich Besuchermassen am Fuße des Berges ausschütten, und statt des stillen Klosterstübchens mit den zwei Meter dicken Wänden, in deren Fensternischen es sich so behaglich sitzt, würde ein Palacehotel den Gipfel zieren. Aber deshalb, weil wir dies alles noch nicht haben, sind wir noch lange nicht rückständig. Wir suchen nur den Fortschritt auf anderen Gebieten. Was hätte zum Beispiel Asquith noch vor wenigen Tagen für einen solchen Nothparagraphen gegeben, wie wir ihn in Oesterreich schon so lange haben. Wenn er das Parlament heimschicken und Homerule im Verordnungswege ins Werk hätte setzen können. Oder Poincaré, als ihm die heißblütige Ministergattin das Kabinett auseinanderzuschießen drohte. Mit einem einzigen Federstrich vermögen wir die Parlamentarier in die Kategorie der Arbeitslosen zu versetzen. Man sage nicht, daß wir im Laufe der Jahre nichts gelernt hätten. Vor 66 Jahren haben wir, oder vielmehr unsere Väter, um das Parlament zu bekommen, Barrikaden gebaut und das Zeughaus gestürmt. Heute stürmen fast täglich Deputationen der Lehrer und Beamten das Regierungsgebäude, der Herr Ministerpräsident möge doch die im Abgeordnetenhause unerledigten Gehaltsgesetze im Verordnungswege in Kraft setzen. Auf den Völkerfrühling, der das Parlament gebracht hat, ist nach einem halben Jahrhundert ein Frühling der österreichischen Völker gefolgt, der ihnen das Parlament wieder nahm. Und den Söhnen fällt es gar nicht ein, Barrikaden zu bauen wie die Väter. Sie fühlen sich in diesem parlamentslosen Frühling wohl und lassen die anderen reden, die das Rückständigkeit heißen.

Frühlingssturm im Hydepark.

London, 15. April.

Der Hydepark — oh! die Wiesen um den Serpentinen-See, auf dem die Boote sich leise schaukelnd sonnen; die mit den schwarzen Drosseln spielenden Kaninchen, die trägen, wie aus Zinn gegossenen Pelikane; der fabelhafte Reitweg, Rotten Row, der Korso, dessen Gefüge in dieser Frühlingszeit von Tag zu Tag unter größern, schönern Wagenreihen mehr und mehr erzittert; darüber nicht zu vergessen der Himmel, der Schleierhimmel, der Jungmädchenhimmel: das Gewölke versilbert das Blau der Unendlichkeit, weht hin und her, und jenachdem schießen Sonnenstrahlen oder Regenstrahlen auf den Hydepark, seine Nebel erschreckend, daß sie in die fernste Perspektive perlmutternd verhuschen. Aber vor allem die Wiesen, der weichschwellende, kurzbuschige Rasen, der kaum noch die winterliche Schlaftruntenheit verräth. Er ist starkmuskelig, sehnig, kraftfedernd; grünlächelnd trägt er den Tritt des Spaziergängers, der sich ihm lieber anvertraut als den harten, klebrigen Wegen. Grün dehnt er sich von Hyde Park Corner hinüber zum Marble Arch und Victoria Gate.

Oh, dieser Rasen! Er war einmal. Wer heute nach London kommt, findet ihn nicht mehr, an seiner Stelle aber einen Dreck. Und warum, lieber Leser? Weil die Londoner ihn zertreten haben, mit Gewalt, en masse, vernichtend wie eine Ochsenherde, die dem Corned Beef entgegenstürmt. Sie, die sonst auf leichten Sohlen über den schwellenden Rasen federn, haben ihn gestern buchstäblich in den Boden gestampft, vereint zu Hunderttausenden, beschwert von politischer Gewichtigkeit. „For Ulster", war das Feldgeschrei, für Ulster mußte der Rasen draufgehen, und am Ende ist das noch wenig für viel, wenn man bedenkt, daß die plötzlich zu Fanatismus oder doch zu Begeisterung erwachten Londoner am liebsten nicht nur den Rasen, sondern die ganze Regierung zerstampft hätten.

Der Hydepark hat schon viele Kundgebungen gesehen und längst gemerkt, daß sein lieber Londoner einen politischen Nerv bloßliegen hat, an den man nur zu tippen braucht, um die Kreatur zu entfesseln. Die gestrige Kundgebung für Ulster aber hat ihresgleichen lange nicht gesehen, wenn auch nicht, wie Anno 66, das schöne Parkgitter das Schicksal des Rasens zu theilen hatte. Nein, es ging verhältnißmäßig ruhig zu, mit Würde, dem Gegenstand und den Rednern angemessen, und darum war vielleicht dieser große politische Reklametag besonders eindrucksvoll. Was brauche ich den Gegenstand erst auszupacken. Er ist so allgemein bekannt, und ich verstehe wohl weniger davon als viele Leser. Ulster war der Stein des Anstoßes: das genüge. Für die Leute von Ulster gegen die waffenrüstende Regierung, gegen die Gefahr des Bruderkriegs zu demonstriren, das war das große populäre Thema dieser Volksversammlung im Hydepark, und was für andere, speziellere, parteipolitische Themata sich unter dem Schutz dieser Losung noch ausgestellt haben mögen, das sei beiseite gelassen.

Von 3 Uhr an fingen die Vorbereitungen überall im großen London an. Mit Bedacht hatten die Veranstalter einen Samstag gewählt; so konnte auch die City ihren Zug senden. Zweiundzwanzig Prozessionen zogen von allen Seiten Londons nach dem Hydepark, mit Musik „bewaffnet", rosettengeschmückt, den Union Jack in der Hand, demonstrationslustig, den Feiertag im Kopf und das Ziel in den Beinen. Auf dem Rasen waren vierzehn Plattformen in gehörigen Abständen errichtet, von denen aus die Reden gehalten werden sollten, unter andern von Lord Milner, Lord Selborne, Lord Londonderry, Sir Edward Carson und Herrn Austen-Chamberlain. Rasch füllte sich der Platz. Von allen Seiten tönte Musik, von allen Seiten zogen, in Begleitung liebenswürdiger Schutzleute, die Prozessionen heran. Am Morgen hatte es geregnet, jetzt aber brach die Sonne durch und beschien ein, wenn nicht buntes, so doch bewegtes Bild. Zwar fehlte auch das Bunte nicht: über die dunkle Masse ragten die dreifarbigen Fahnen zu Tausenden auf, wurden geschwenkt, gehoben, gesenkt, begleitet vom Begeisterungsgeschrei der Menge. Bis die Reden anfingen, unterhielt man sich so oder so. Vor allem die Suffragetten dienten zur Erheiterung. Sie, die Unermüdlichen, deretwegen jetzt in den Museen sogar Muffe und Umhänge, überhaupt alle Kleidungsstücke abgegeben werden müssen, in denen sich ein Bilderzerstörungswerkzeug verbergen könnte, wollten die Gelegenheit zu einer Privat-Kundgebung nicht ungenützt vorübergehen lassen. Die Polizei hatte ihnen den korporativen Eintritt in den Park und das Abhalten von Reden untersagt. So schlichen sie sich vereinzelt ein und sammelten sich zu kleinen Scharen, aus deren Mitte plötzlich, auf Schultern gehoben, ein kampfbereites Frauenzimmer auftauchte und eine Rede hielt, die immer von den „Votes for women", dem Sturz der Regierung und drei cheers auf die gute Frau Pankhurst handelte. Man konnte so recht sehen, wie wenig beliebt die Suffragetten sind, und eigentlich ist die Zähigkeit erstaunlich, womit sie trotz aller Unpopularität am Werk bleiben. Aber — reden könnten sie nicht. Ganz abgesehen von der Verzerrung, die das Geschrei der unvollkommenen Organe in die Gesichter bringt, leiern sie ihre Reden thatsächlich wie Jahrmarktsschreier einstudirt herunter. Im allgemeinen sind sie weibliche Schrecken, denen alle Reize fehlen. Manch nettes Fräßchen unter ihnen wirkt daneben wie verirrt. Grün-weiß-violett bebändert, trieben sie durch die Menge, dem Redeverbot trotzend, dem ironischen Publikum trotzend und die Zeit nutzend, bis die offiziellen Redner auf die Plattformen stiegen.

Um diese sammelten sich die Zuhörer, der Popularität des einzelnen entsprechend. Hier waren sie aufmerksam, dort unruhig, hier ertönten nur Beifallshurras, dort Widersprüche. Allmählich wurde die Stimmung unruhiger. Aus Ursachen, die nur der politisch Eingeweihte zu erkennen vermochte, entwielten sich Meinungsverschiedenheiten, die oft in wildes Geschrei ausarteten, das den Redner schweigen hieß, manchmal gar Thätlichkeiten nach sich zogen. Plötzlich entsteht ein Kampf um eine Fahne mit Inschrift. Die einen wollen sie herunterreißen, die andern sie vertheidigen. Sie verschwindet und taucht wieder auf, ein Strudel reißt jeden Näherkommenden in den Kampf. Hände fliegen hoch, Hüte werden eingetrieben, Geschrei und Gelächter umgibt das Gefecht. Die Fahne wird endlich, zwar zerfetzt und mit zerbrochener Stange, zu der nächsten Rednertribüne gerettet, von wo sie später, als ruhmbedeckte Trophäe, heimgeleitet wird.

Bezeichnend für diese Kundgebungen ist die geringe Anzahl von Pöbel. Bürger, viele elegante Leute, dazwischen auffallend viele Röde von Geistlichen, und gar kein Militär. Die Schutzleute sind überall, nie geht etwas vor, ohne daß sie nicht plötzlich eingreifen, aber ruhig, unauffällig, wirklich als Schutzleute. Auch die Versammlung benimmt sich, den Verhältnissen entsprechend, ausgezeichnet. Daß solche Kundgebungen in diesem Maße üblich sind, ist wohl nur der Beherrschtheit der Masse zuzuschreiben. Dennoch aber fehlt nicht das Temperament. Wer am geläufigen Bild des ruhigen Engländers festhält, kann erstaunt über diese energische Leidenschaft sein, die sich auf alle mögliche Weise äußert. Aber der Spott, die Ironie herrscht vor; hin und wieder schwirrt ein politisches Spottlied auf und verklingt in allgemeinem Gelächter.

Um 5½ Uhr sind überall gleichzeitig die Reden zu Ende. Auf allen Tribünen wird der Union Jack aufgezogen, und unter allgemeinem Gesang von O God, our help in ages past, dem die Nationalhymne folgt, findet diese große Kundgebung für Ulster ihr Ende. Langsam vertheilt sich die Menge. Hier und dort steigen noch private Redner auf die verlassenen Tribünen, die Gelegenheit benutzend, Unterhaltungen zwischen zwei Leuten entwickeln sich zu allgemeinen politischen Disputen, Zeitungsverkäufer, Possenreißer suchen Geschäfte zu machen, und während sich der Hydepark langsam entleert, sammeln sich die Schutzleute, die nicht viel zu thun hatten, und deren beträchtliche Anzahl man jetzt erst recht bemerkt.

Aber wie sieht der Rasen aus! Wie gesagt, ein Dreck. Das Gras ist verschwunden, ein dicker, brauner Matsch liegt auf dem Boden, besät mit kleinen Fahnenfetzchen und unzählbaren Papieren. Langsam fällt die Dämmerung ein. Der Himmel ist gelbleuchtend über dem Horizont, und ein feiner, farbiger Dunst liegt über Kensington Park. An der Serpentine vorbei führt der Weg zurück. Eine Amsel pfeift, und zwischen den aufblühenden Beeten von Tulpen, Hyazinthen und Narzissen watschelt eine bunte Ente. Schon werden die Abendzeitungen mit den Berichten über die Volksversammlung ausgerufen. In Piccadilly Street verläuft sich der Strom. Nur hier und da erinnern noch am Abend die dreifarbigen Rosetten mit der Inschrift Support loyal Ulster an die große Kundgebung vom Nachmittag. Aber eins will mir nicht aus dem Kopf: der Rasen. O Gott, der schöne Rasen. Wird er sich erholen? Und wann! Und — trotz — allem — je nun, ich verstehe mich nicht auf politische Reklame — ist die ganze Geschichte einen so schönen Rasen wirklich werth?

Lokal-Bericht.

Sehr fleißig

Waren die Einbrecher in der Nacht vom Sonntag zum Montag.

Namentlich auf Spirituosen scheinen es die Burschen abgesehen zu haben.

Die Ritter vom Brecheisen haben in der Nacht von Sonntag zum Montag eine wahrhaft beängstigende Thätigkeit entwickelt, wie aus dem im Laufe des gestrigen Vormittags bei der Polizei eingelaufenen Meldungen über Einbruchsdiebstähle hervorging und zum Theil scheinen diese Einbrüche auf den hermetischen Sonntagsschluß der Wirthschaften zurückzuführen zu sein, denn in einer Reihe von Fällen wurden Spirituosengeschäften Besuche gemacht, wobei die Einbrecher sich den Whiskey, den sie infolge der Sonntagssperre nicht ehrlich kaufen können, stahlen.

Die folgenden Einbruchsdiebstähle wurden am gestrigen Tage gemeldet:

Jakob Sachs & Co., Spirituosenhandlung im Hause No. 49 Main Straße. Die Beute bestand aus 15 Pintflaschen und 10 Halbpintflaschen Whiskey, sowie einem Berloque mit dem Monogramm „J. L. M." im Werthe von $8.

Henry Geisler, Spirituosengeschäft im Hause No. 122 Ost 2. Str. Die Beute bestand in 13 Flaschen Whiskey und $2.85 in Baar.

Abe Silberstein, Schumacherwerkstatt No. 633 Vine Straße. Die Beute bestand in $5 in Baar, zehn Paar Schuhen und Leder im Werthe von $18.

S. & M. Weil, Kommissionsgeschäft im Hause No. 106 Ost Front Straße. Die Beute war nur eine Ingersoll Taschenuhr, die neu einen ganzen Dollar kostet.

F. Delsignore & Co., Kommissionsgeschäft im Hause No. 114 Ost Front Straße. Hier war die Arbeit der Einbrecher vergebens, denn sie fanden nichts, das des Mitnehmen werth gewesen wäre.

J. & J. Cannon, Kommissionsgeschäft im Hause No. 110 O. Front Straße. Auch hier mußten die Burschen, nachdem sie sich gewaltsam Zutritt zu den Geschäftslokalitäten verschafft hatten, ohne Beute abziehen.

Wellman Bros., Kommissionsgeschäft No. 104 Ost Front Str. Die Beute bestand hier in einer Taschenuhr, die einen Werth von $5 repräsentirte und Eigenthum der Stenographin der Firma Frl. Else Cull von Covington war.

Kohus & Blackburn, Billiardsolon im Hause No. 132 West 5. Straße. Der Werth der Beute betrug hier etwa $40 und bestand aus $3.75 in Baar, einem Anzug und verschiedenen Kleinigkeiten.

Frau E. Emming, No. 646 Neave Straße. Die Beute war eine goldene Taschenuhr mit Monogramm und dem eingravirten Datum 12. September 1912.

Die Millcreek Valley Ordinanz.

Das Straßenbahnkommittee des Stadtraths beschloß in seiner gestrigen Sitzung, dem Stadtrath heute die Ordinanz zur Annahme zu empfehlen, die einen Fahrpreis von fünf Cents auf der Linie der Cincinnati & Hamilton Traction und der Ohio Traction Linie bis nach Carthage und Hartwell vorsieht.

Wenn es nach den Wünschen des Kommittees geht, so wird die Ordinanz heute vom Stadtrath unter Aufhebung der Geschäftsregeln angenommen werden.

Carl Seel gesucht.

Carl Seel aus Wheeling, W. Va., wird von seinen Angehörigen gesucht. Wie ein Bruder des Vermißten, Oskar Seel, gestern dem Polizeichef Copelan schrieb, ist seine Mutter vor einigen Tagen gestorben und die Familie ist nun bemüht, Carl Seel aufzufinden, der seit etwa fünf Jahren verschollen ist und hier ansässig sein soll.